



JUDITH
BERGMANN

gerecht
ist nur der tod

KRIMINALROMAN

dtv
premium

»Ich möchte im Moment nicht darüber sprechen«, sagte ich. »Ein andermal, okay?« Ich bemühte mich, ebenso unbeteiligt zu klingen wie er. Ob er es mir abnahm, weiß ich nicht, aber er war höflich genug, das Thema fallen zu lassen.

Meine Zurückhaltung hatte unserem Gespräch die Luft herausgelassen und so aß Schellenberg schweigend auf, während ich drei Viertel meiner Pizza kalt werden ließ. Ich schloss den Pizzakarton, stand auf und verabschiedete mich.

An Feierabend war noch nicht zu denken.

Ich hätte nicht sagen können, wie ich überhaupt bemerkte, dass ich verfolgt wurde. Zumal ich zunächst vom Polizeipräsidium ein Taxi in die Stadt nahm, wo mein Auto stand. Vielleicht war es Intuition, vielleicht eine Folge der Anspannung, unter der ich seit Tagen stand, und die seit Schellenbergs Anruf am frühen Nachmittag um ein Vielfaches zugenommen hatte. Jedenfalls nahm ich die Scheinwerfer wahr, die sich hinter mich setzten, als ich aus dem Parkhaus fuhr. Vermutlich fielen sie mir auf, weil sie von dieser neuen Sorte waren, die wie Augen wirkten: ein normaler Scheinwerfer mit einer in Form gebogenen Lichterkette darüber. Sie folgten mir durch fast leere Straßen, hielten mal einen größeren Abstand, schlossen wieder auf. Die Tatsache verwirrte mich und machte mir Angst. Wer sollte ein Interesse daran haben, mir zu folgen? Und was, wenn ich es nicht bemerkt hätte? Nicht auszudenken! Ich war unterwegs zu einem Ziel, das niemanden etwas anging. Das geheim zu halten ich mir immer die größte Mühe gegeben hatte.

Fast wären all meine Vorsichtsmaßnahmen umsonst gewesen.

Ich spürte, wie das Zittern meiner Hände auf den ganzen Körper übergriff, und hatte nur noch einen Gedanken im Kopf: Ich musste den Verfolger abschütteln. Aber wie? In meinem ganzen Leben war ich nicht in einer solchen Situation gewesen, aber natürlich hatte ich Geschichten gehört, die die Investigativen erzählt hatten. Regel Nummer eins: Ruhe bewahren. Sehr witzig. Regel Nummer zwei: Wenn du nicht sicher bist, dass du den Verfolger abhängen kannst, such dir ein unverfängliches Ziel in der Richtung, in die du unterwegs bist, und bleib dort, bis der Verfolger aufgibt. Das konnte dauern. Und welches Ziel konnte ich ansteuern? Ich zwang meine Atmung in einen ruhigen Rhythmus, wie ich es in der Therapie gelernt hatte. Zwang meine Gedanken, sich auf die Frage nach einem Ziel zu konzentrieren, stellte mir den Stadtplan vor und meine Bewegungsrichtung. Vom Präsidium aus war ich nach Südosten gefahren, in dieser Richtung gab es nicht viel. Den See in Gremberghoven, Baden verboten. Die Auffahrten zu drei Autobahnen. Dieser Gedanke weckte das dringende Bedürfnis in mir, abzuhaufen und alles hinter mir zu lassen, einfach weiterzufahren, egal wohin, nur raus aus meinem Leben. Aber das ging nicht. Ich wollte diese Sache vernünftig beenden. Hektisch überlegte ich weiter, welches

Ziel ich ansteuern könnte, damit es so aussah, als hätte ich von vornherein dorthin gewollt. Und dann kam mir der Geistesblitz: das Autokino.

Deutlich ruhiger navigierte ich zurück auf die B 8, bremste, sobald die Ampel gelb wurde, und bemühte mich, meinen Verfolger nicht zu verlieren. Endlich bog ich in die Einfahrt, hielt am Kassenhäuschen, zahlte das Eintrittsgeld und suchte mir einen Platz, der von der Einfahrt aus schlecht zu sehen war. Dann schaltete ich die Innenbeleuchtung aus, kroch zur Sicherheit auf der Beifahrerseite aus dem Auto, zog meine dunkle Jacke über die helle Bluse und lief in einem großen Bogen zurück. Hinter mir hatte kein Auto die Einfahrt passiert, mein Verfolger war also entweder schon weg oder wartete draußen auf der Straße. Im Schutz der Büsche schlich ich hinter dem Kassenhäuschen auf die Straße. Dort stand ein Auto mit ausgeschalteten Scheinwerfern. Ich war sicher, dass es sich um meinen Verfolger handelte. Ich merkte mir das Kennzeichen und wollte gerade wieder zurückschleichen, um nicht bemerkt zu werden, als der Wagen gestartet wurde. Ich sprang zurück ins Gebüsch und starrte auf die dunkle Silhouette auf dem Fahrersitz. Kurz bevor der Wagen aus meinem Blickfeld rollte, erkannte ich im Schein der Straßenlampe die roten Lippen und die schmale Nase unter kühn geschwungenen Augenbrauen von Kriminalkommissarin Sibel Bulut.

Warum, zum Teufel, folgte diese Frau mir? Aus reiner Neugier? Hatte sie Angst, dass ich gleich nach dem Verlassen des Präsidiums Kollegen traf und ihnen brühwarm berichtete, was in der Soko vorging? Oder was sonst erhoffte sie sich von dieser Beschattung?

Unkonzentriert eilte ich zurück zu den Stellplätzen und brauchte eine ganze Weile, bis ich mein Auto wiedergefunden hatte. Ich stieg ein, starrte auf die Leinwand, ohne der Handlung auch nur ansatzweise folgen zu können, und warf, nachdem ich mir mehrere Minuten lang eingeredet hatte, auch ohne Pille zu funktionieren, eine Tablette ein. Mein einziger Verbündeter war die Zeit, also musste ich so viel wie möglich davon totschiessen, ohne im Auto einzuschlafen. Nach einer Stunde startete ich den Motor, rollte leise vom Platz und hoffte, dass Bulut die Verfolgung tatsächlich aufgegeben hatte, mit ein bisschen Glück nicht nur für diese Nacht.

**Sonntag, 13. Mai,
09:00-14:00 Uhr**

Wir trafen uns um neun Uhr vor der Adresse, die Schellenberg mir genannt hatte. Meinen Wagen hatte ich ein Stück die Straße hinunter geparkt, um den letzten Parkplatz vor dem Haus freizulassen, den Schellenberg kurz darauf nutzte. Er brachte Bulut mit, die mich und meinen Gruß ignorierte und stattdessen zielstrebig und mit ausgreifenden Schritten in Richtung Haustür marschierte. Portal wäre der passendere Begriff für das säulenbewehrte Entrée der wuchtigen Villa. Neo-Neoklassizismus in seiner protzigsten Variante. Schellenberg schaute seiner Kollegin kurz hinterher, blickte dann mich an und schluckte eine Bemerkung hinunter.

Ich wusste, dass ich schrecklich aussah. Schon im Normalfall ist meine Haut extrem blass, nach der mehrheitlich schlaflosen Nacht war sie auch noch trocken und grau, was das beste Make-up nur bis zu einem gewissen Grad verbergen konnte. Die Fingernägel waren gestern bereits abgekaut gewesen, aber jetzt hatte sich auch noch das Nagelbett am rechten Zeigefinger entzündet, weshalb dort ein Pflaster klebte, das beim Händeschütteln auffiel. Es war wasserfest und mit bunten Fischen bedruckt. Lächerlich, das wusste ich selbst, aber ein anderes hatte ich dort, wo ich übernachtete, nicht gefunden.

Gegen vier Uhr morgens war ich endlich eingeschlafen, und das auch nur mit rezeptpflichtiger Unterstützung. Um sieben Uhr hatten drei Wecker mich dem seligen Vergessen entrissen. Die glänzende Guten-Morgen-Pille, die griffbereit neben dem Sofa lag, scheuchte die Dämonen in die dunklen Zimmerecken zurück, aus denen sie sich nachts auf mich stürzten, und bescherte mir die Kraft, mich diesem Tag zu stellen. Nach einem Frühstück bestehend aus zwei Bissen von der gestrigen Pizza, einigen Pocket-Coffee-Pralinen und Vitaminpillen war ich immerhin wach genug gewesen, hierherzufinden.

Ich nickte Schellenberg schweigend zu und folgte Bulut.

Auf das Klingeln reagierte zunächst niemand, dann wurde die Tür von einer etwa fünfzigjährigen Frau in schwarzer Kleidung geöffnet. Schellenberg widersetzte sich ihrer ebenso lautstarken wie gestenreichen Zurückweisung und ermöglichte uns den Zutritt in die halbrunde Eingangshalle. Dort ließ die Frau uns stehen, während sie selbst die doppelflügelige Tür zum Wohnzimmer mit dramatischem Schwung öffnete und hindurcheilte. Bevor sie die Türen wieder schloss, konnten wir einen Blick auf

mindestens sieben schwarz gekleidete Frauen erhaschen, die auf den weißen Ledermöbeln wie Krähen auf einem frischen, mit Neuschnee bedeckten Grab wirkten. Derartig absurde Bilder überfielen mich häufig, wenn ich unter Schlafmangel litt. Ich musste mich zusammenreißen, was besonders gut funktionierte, wenn ich etwas zum Zählen fand. Vier Türen gingen von der Halle ab, wenn man die Doppeltür als zwei einzelne rechnete, eine Treppe mit sechzehn sichtbaren und vermutlich acht weiteren Stufen führte ins Obergeschoss, ein langer Flur ohne Türen ging nach links. Von der Eingangs- bis zur Flügeltür lagen zwölf Fußbodenplatten aus Marmor, der Kronleuchter, der in der Mitte der Halle von der Decke hing, bestand aus vierundzwanzig Lichtern. Zwei Wandleuchten griffen das Dekor des Leuchters auf, eine Bodenvase mit geschätzten hundert langstieligen roten Rosen stand auf einem kleinen Sockel. Bevor ich die Anzahl verifizieren konnte, öffnete sich die Wohnzimmertür und die Braut erschien.

Evangelia Theodoridis war, nach Sibel Bulut, die zweitschönste Frau, die ich seit langem gesehen hatte. Den zweiten Platz erhielt sie wegen ihrer fast kindlichen Stupsnase, die mit Sicherheit operativ verkleinert worden war, denn sie passte überhaupt nicht in ihr ausdrucksstarkes klassisches Gesicht.

Die »verführerische Eva«, wie die Presse die rassige Schönheit wenig fantasievoll genannt hatte, sah selbst mit rotgeweinten Augen und dunklen Ringen darunter noch wie ein Model aus. Genau das war sie, als sie Reimer kennen lernte. Jeder, der regelmäßig Klatschblättchen las, kannte die Geschichte vom Schokoriegel, der Reimer Glück gebracht hatte. Wirtschaftlich, weil das Produkt ein Renner wurde, und privat, weil das Model, das für den Schokoriegel Werbung machte, die Frau in Reimers Leben wurde. Die *eine* Frau in seinem Leben, denn an Frauen allgemein hatte es ihm auch bis dahin nicht gemangelt. Sie allerdings hatte ihn gezähmt. Ihre öffentlichen Auftritte waren legendär. Mal hatte sie Reimer vor laufenden Kameras leidenschaftlich geküsst, ein anderes Mal ebenso leidenschaftlich geohrfeigt. In beiden Fällen erklärte sie ihr Verhalten mit einem achselzuckend gemurmelten Hinweis auf ihr südländisches Temperament. Die Fotografen, vor allem die männlichen Kollegen, lagen ihr zu Füßen.

Ich fragte mich kurz, was nun aus ihr würde. Ob sie ihre Model-Karriere wiederaufnehmen, ein Buch schreiben oder eine Talkshow-Moderation übernehmen würde. Wie auch immer ihre berufliche Zukunft aussah, die Publicity, die sie als berühmteste Fast-Witwe des Landes bereits erlangt hatte, würde ihr viele Wege ebnen.

Ich beneidete sie nicht.

Sie bedachte Schellenberg mit einem freundlichen, Bulut mit einem abschätzenden und mich mit einem flüchtigen Blick. Mit einer kleinen Geste forderte sie uns auf, ihr zu folgen, und ging zielstrebig in die Küche, wo sie zwei Espressotassen unter den

Kaffeeautomaten stellte. Dabei zitterte sie so stark, dass die Tassen heftig aneinanderschlugen. Zaghafte drückte sie auf den Knopf und lehnte sich dann gegen den Kühlschrank. Ihre Hände, in denen sie am Tag zuvor fast ununterbrochen ihr Gesicht versteckt hatte, wussten einen Moment nicht, was sie tun sollten, dann verschränkte Evangelia Theodoridis die Arme vor dem Körper, als wolle sie sich wärmen. Der schwarze Hausanzug aus Nickstoff und die lose zusammengebundenen Haare wirkten, als habe sie keinen Gedanken an ihr Aussehen verschwendet. Ich fragte mich, ob sie sich bewusst so zurechtgemacht hatte, oder ob der stilsichere Auftritt ihr tatsächlich derart in Fleisch und Blut übergegangen war, dass sie selbst in einer solchen Situation automatisch nach dem passenden Outfit griff.

Schellenberg, Bulut und ich nahmen auf den uns zugewiesenen Hockern an der Theke Platz. Die Maschine machte einen Höllenlärm, als sie die Kaffeebohnen mahlte und das schwarze Gebräu in die Tassen presste, dann bereitete Evangelia Theodoridis zwei weitere Espressi zu. Bulut hatte noch keine einzige Kaugummiblase platzen lassen.

Schellenberg sprach der Hinterbliebenen nochmals sein Beileid aus, was sie mit einem trockenen Schluchzen quittierte. »Sind Sie in der Lage, uns einige Fragen zu beantworten?«

Sie nickte.

»Wir wissen das sehr zu schätzen.«

Mit einem winzigen Kopfnicken würdigte Evangelia Theodoridis die freundliche Bemerkung.

»Wenn es Ihnen hilft, können Sie gern eine Ihrer Verwandten hinzuziehen.«

Die Hausherrin ließ ein überraschend unpassendes Schnauben hören. »Ich bin froh, dass ich den Klageweibern entkommen bin. Sie erdrücken mich.«

Meine Einsätze im Kriseninterventionsteam hatten immer nur so lang gedauert, bis die Betroffenen stabil waren und wussten, wie es nun weitergehen würde. Dazu gehörten nicht nur Informationen über die Abläufe der polizeilichen Ermittlungen im Fall eines Gewaltverbrechens oder die Erläuterung des weiteren Vorgehens bei Unfällen, sondern auch die Vermittlung von Hilfe. Wenn Familienangehörige, Freunde oder Bekannte kommen konnten, war das ein wichtiger Schritt auf dem Weg aus dem Schockzustand zurück ins Leben. Aber ich hatte es oft genug erlebt, dass Betroffene die falschen Menschen um Hilfe gebeten hatten und die vermeintlichen Unterstützer selbst zum Problem wurden. So schien es auch hier zu sein.

»Haben Sie eine Idee, wer Ihrem Verlobten nach dem Leben getrachtet haben könnte?« Schellenbergs Stimme klang mitfühlend, aber keineswegs klebrig und amtlich. Ich hätte ihm diese feine Nuancierung nicht zugetraut.